

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 12 (1936-1937)
Heft: 12

Artikel: 1937, Teufelsbeschwörer in der Schweiz : ein Tatsachenbericht
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

1937

Teufels-
beschwörer
in der
Schweiz



Ein Tatsachenbericht

Abdruck, auch auszugsweise, ohne ausdrückliche Genehmigung der Redaktion verboten.

Der nachfolgende Artikel entlarvt die Tätigkeit eines Zeitgenossen höchst fragwürdiger Art und er wirft zugleich ein interessantes Licht auf die geistige Situation unserer Zeit.

Der bedenkliche Held des Tatsachenberichtes gibt sich fälschlicherweise als Mitglied der Oxfordbewegung aus und missbraucht in schamloser Art deren religiöse Begriffe, wie Führung, stille Zeit, usw. Dafür kann die Oxfordbewegung natürlich nichts, denn jede Bewegung ist

der Gefahr ausgesetzt, von betrüblichen «Freunden» missbraucht zu werden. Um Missverständnisse zu vermeiden, möchten wir ausdrücklich betonen, dass nur grober Unverstand aus diesem Bericht einen Vor-

wurf gegen die Oxfordbewegung herauslesen kann, die wir für eine ausserordentlich wertvolle religiöse Erscheinung der Gegenwart betrachten.

Schon vor einigen Jahren hätten die Safenwiler merken müssen, dass es bei ihrem Mitbürger Ernst Wilhelm anfang zu spuken. Dazumal hatte Herr Wilhelm, der Eigentümer eines Einfamilienhauses mit schönem Garten ist, einen kleinen Hund, welcher sich in seinen Gemüsegarten verirrt, gepackt, in seinen Keller hinunter geschleppt, mit Karbolium angestrichen und mit einer Stahlrute so jämmerlich verschlagen, dass der Nachbar, dem das Tier gehörte, glaubte, es müsse draufgehen.

Vor Gericht zitiert, bestritt Ernst Wilhelm, den Hund gesehen zu haben. Er wurde aber trotzdem zu einer saftigen Busse verurteilt.

Erst später, als Wilhelm der Oxfordbewegung beigetreten war, pilgerte er eines Tages reumütig zu der Frau des Nachbarn und gestand ihr unter Tränen, den jetzt leider toten Hund so schwer verprügelt zu haben.

Diese Geschichte hatte sich zwar im Dorfe herumgesprochen, aber es blieb ein Dorfschwatz und war nach kurzer Zeit vergessen.

Dann, ein Jahr später, ging im Dorf das Gerücht um, Wilhelm sei verhaftet worden, weil er einen Professor aus Zürich ermordet habe. Wahr daran ist, dass Wilhelm bei der grossen Oxfordtagung in Schinznach in Schutzhaft gesetzt werden musste, weil er ein prominentes Mitglied der Tagung in einem Drohbrief davor warnte, nach Schinznach zu kommen, da Gott ihm den Befehl gegeben habe, ihn in diesem Fall niederzumachen, weil er auf falschem Wege sei. Aber zu einem Mord kam es nicht; denn dieser Drohbrief wurde von dem Tagungsbesucher mit Recht ernst genommen. Er machte eine Anzeige an die dortigen Behörden,

und als Wilhelm mit seiner Gruppe aus Safenwil in Schinznach zur Tagung erschien, wurde er sogleich verhaftet und für einige Tage ins Gefängnis gesteckt.

Auch diese Geschichte kannte das ganze Dorf, auch sie wurde bald wieder vergessen.

Und noch ein drittes Mal wurde die Dorfgemeinde von Safenwil darauf gestossen, dass Ernst Wilhelm doch ein eigentümlicher Mensch sein müsse. Das war in einer Silvesternacht, morgens um fünf Uhr, als in einem Tanzlokal ein verstört aussehender junger Mann erschien, um Hilfe rief und das Telephon verlangte. Er war vom ersten Stock aus einem Fenster des Wilhelmschen Einfamilienhauses gesprungen und behauptete, dass er dort misshandelt und gefangen gehalten worden sei. Da man den Mann zuerst für geisteskrank hielt, wurde mitten in der Nacht der Arzt herbeigerufen, welcher den Jüngling sofort ins Spital nach Aarau beorderte.

Auch diese dritte Geschichte wurde im Dorfe bald vergessen, und kein Hahn hätte mehr darnach gekräht, wenn nicht das Opfer selbst, seiner Empörung über das Treiben von Ernst Wilhelm Luft gemacht und an die Redaktion des «Schweizer-Spiegel» einen entrüsteten Brief geschrieben hätte, mit der Bitte, das Gebaren dieses sonderbaren Heiligen in Safenwil zu untersuchen und öffentlich darzustellen.

Das Heim und seine Gäste

Im Frühling letzten Jahres erschien in verschiedenen Zeitungen folgendes Inserat:

Seelisch Kranke

15281

finden Heilung in christlichem Heim auf dem Lande. (Richtung Oxford.) Bescheidene Preise. Referenzen zu Diensten. Nähere Auskunft bei **Jam. Wilhelm, Nr. 105, Safenwil, Aarg.**

Im «Berner Sonntagsblatt», das im Kanton Bern und Kanton Aargau gut verbreitet ist, hatte das Inserat eine etwas andere Fassung:

Das Leben in Jesus Christus bringt Gesundheit und Seelenfrieden.

Machen Sie eine Kur im

Erholungsheim „Gott hilft“

und siehe, es wird alles neu. Pensionspreis pro Woche ab 20 Fr.; überaus gute Kost, saubere Zimmer. 258

Nähere Auskunft erteilt **Jam. Wilhelm, Postfach 4560 Safenwil (Aarg.).**

Urheber dieser Inserate war Ernst Wilhelm. Er hatte schon vor einigen Jahren, nachdem er seinem Tuchgeschäft durch einen Totalausverkauf den Todesstreich gegeben hatte, in Safenwil eine «Oxfordgruppe», mit wöchentlichen Zusammenkünften in seiner Wohnung, gegründet. Nachher kam er auf die Idee, dass seine geräumige Wohnung Platz genug für ein «Oxfordheim» bieten würde.

Aber natürlich, durch gelegentliche Pensionäre konnte er die Lücke, die ihm durch das Brachliegen seines Tuchgeschäftes entstand, nicht ausfüllen. So kam es, dass allmählich bei der Familie Wilhelm die Not einzog und sich immer breiter machte. Wilhelm erzählte später selbst seinen Pensionären, dass er früher Tage gehabt hatte, an welchen das Nötigste, das Brot, fehlte. Wir haben allen Grund, das zu glauben, denn wenn ein

Familienvater jahrelang seinem Beruf nicht mehr nachgeht, so muss die Familie mit der Zeit in Not und Elend kommen. Bei Wilhelm kamen aber andere Sorgen hinzu. Von seinem Geschäft her hatte er Wechselverpflichtungen, die täglich fällig waren, und für die er bei seinen Verwandten und besten Bekannten Darlehen aufnehmen musste. Ein Loch wurde mit dem andern verstopft. Dazu kam noch ein Umstand, der ihm ganz besonderes Kopfzerbrechen verursachte; von der Bank war ihm eine Hypothek auf seine Liegenschaft gekündigt worden. Es ist ja bekannt, dass die Hypothekenbanken im letzten Jahr alle ihre Geldanlagen einer besonders genauen Prüfung unterzogen, jede Hypothek nach allen Seiten auf ihre Güte kontrollierten. So ging man auch an Wilhelms Liegenschaft nicht achtlos vorüber und fand, dass dort die Hypothek im Notfall kaum gedeckt wäre. Er wurde aufgefordert, die Sicherheit dieser Hypothek entweder mit guten Bürgen oder mit Wertschriftenhinterlage zu verstärken.

So war die Situation zur Zeit als in den Zeitungen die oben erwähnten Inserate Wilhelms erschienen. Auf diese Inserate rückten auch wirklich Gäste zur Kur ein, um ihre seelischen Leiden nach Wilhelms Methode heilen zu lassen. Die Zimmer in Wilhelms Einfamilienhaus füllten sich. Alle paar Tage kam wieder ein neuer Gast mit einem Köfferchen in der Hand nach Safenwil gepilgert und suchte das Erholungsheim «Gott hilft» auf. Reges Leben zog im Heim ein, und Wilhelm und seine Frau hatten nur schon damit alle Hände voll zu tun, das Naturell der einzelnen seelisch Kranken, das bei jedem wieder anders gartet war, zu bändigen.

Da war ein Fräulein in den vierziger Jahren, die an offensichtlicher Geistesstörung litt und schon viele Nervenheilstätten kennengelernt hatte. Die Regsamkeit dieser Dame, welche vor allem das Bestreben hatte, mit allen Leuten des Dorfes in intimen Kontakt zu kommen und dort hemmungslos ihre Marotten zum

besten gab, machte Wilhelm besonders viel zu schaffen. Wilhelm wusste, dass sie in finanzieller Hinsicht auf gutem Boden stand. Deshalb hatte er es sich zum Gebot gemacht, dieser Frau gegenüber die äusserste Geduld walten zu lassen. Sie war die einzige Pensionärin, die den Leuten im Dorf bekannt war. Sie machte es sich zur Gewohnheit, alle Ereignisse der Pension, vor allem die göttlichen Führungen, die Wilhelm dort zum besten gab, ins Dorf hinaus zu tragen. Den Dorfbewohnern bot das anfänglich eine willkommene Abwechslung. Erst später, als sie mit ihren Marotten auch einzelne Geschäftsleute belästigte, wurde sie als unbequeme Person empfunden und Wilhelm musste manche Klagen entgegennehmen.

Dann zog im Hause Wilhelm eine Witfrau aus dem Seetal ein, die unter häufigen depressiven Zuständen zu leiden hatte, die oft in Weinkrämpfe ausarteten. Sie fügte sich von der ersten Stunde an den Anordnungen Wilhelms und galt als eine seiner Vorzugsschülerinnen, da sie in den Andachtsstunden besonders ergreifende Führungszettel schreiben konnte.

Ferner schleppte sich am Stocke die Witwe eines Kaufmannes aus Bern in Wilhelms Heim herum. Sie hatte ein Rückenmarksleiden und war am rechten Bein gelähmt. Wilhelm hatte diese Dame in der obersten Dachkammer untergebracht, absichtlich, damit sie lerne Treppen steigen und um so eher ihre Lähmung wieder los werde. Wenn sie, weil ihre Lähmung immer stärker wurde, nicht zu den Mahlzeiten erscheinen konnte, liess ihr der Vater des Heims herzlos berichten, Gott habe befohlen: Bleiben Sie fest und stehen Sie auf, tagsüber ist das Bett vom Teufel, nachts ist es eine Ruhestätte.

Es war noch eine Magd vom Thunersee da, die sich aber von Anfang an beharrlich weigerte, die religiösen Zeremonien mitzumachen, und an diesem Grundsatz bis zum letzten Tage ihres Erholungsaufenthaltes festhielt. Wilhelm behauptete, sie sei vom Teufel geritten.

Die Lieblinge

Als bevorzugte Pflegekinder behandelte Wilhelm einen Lehrer aus dem Berner Oberland und einen Posthalter aus dem Emmental. Der Lehrer war von heftigen nervösen Zuckungen heimgesucht, die manchmal seinen ganzen Körper schüttelten. Der Posthalter war ein hochgewachsener Mensch von martialischer Statur, litt unter depressiven Angstzuständen und behauptete, er dürfe sich nicht bücken.

Mit ganz besonderer Sorgfalt machte sich Wilhelm gleich am ersten Tag der Ankunft dieser beiden Herren dahinter, sie in die Geheimnisse seiner Lehre einzuführen.

Diese Aufgabe war für Wilhelm doppelt schwer, da die beiden Menschen sich nicht etwa durch besondere Religiosität auszeichneten, der Posthalter zum Beispiel musste bekennen, dass er vorher in seiner Heimatgemeinde nie zur Kirche gegangen war.

Die Andachtsstunden wurden jeweils nach den Mahlzeiten abgehalten. Sie bestanden darin, dass zuerst gebetet wurde. Nachher sagte Wilhelm:

«So, jetzt wollen wir einen Moment still sein, ganz still, und versuchen, mit Gott zu sprechen.» Wilhelm selbst, sowie die bereits eingeführten Pensionäre, hatten kleine weisse Papierblocks, sogenannte Führungszettel, vor sich liegen. Nach einigen Minuten verlasen sie dann laut die Botschaft.

Einer schrieb zum Beispiel (die Zitate sind wortgetreu)

Sonntag ist heute. Diese Woche, die vergangen ist, kann ich mich nicht rühmen. Die Schwere in meinem Kopf will gar nicht weichen. Was soll auch eigentlich das verflixte Gehack. Ich will einmal versuchen, meiner Schwester einen Brief zu schreiben, einen rechten Gutmachungsbrief. Dann soll ich eine Stunde spazieren gehen, um mich zu sammeln zu einem aufrichtigen Sündenbekenntnis.

Ein anderer schrieb:

Die Liebe habe ich euch gebracht, dass sie alle Menschen einig macht. Die Freude habe ich euch geschenkt, dass ihr lobet und meinen Namen nennt. Die Gnade ist erschienen und wird das angefangene Werk auch vollenden.

Die Führungen, die Wilhelm aufschrieb, waren etwas anderer Art, meist ganz konkreter Natur und bezogen sich auf die einzelnen Tagesgeschäfte. Er notierte zum Beispiel:

Am Morgen nimmt Herr K. den Schirm zur Hand und wandert eine Stunde über Land. Nach dem Spaziergang wird er im Garten Unkraut jäten und nachher zuschreiben haben. Herr D. kann das Holz vom Estrich in den Garten hinuntertragen und eine Stunde Holz hacken. Ernstli kann ihm dabei helfen. Der Tag verläuft ruhig und gut.

Da die beiden Männer ja nach Saufenwil gekommen waren, um von ihren Leiden Heilung zu finden, und Wilhelm immer betonte, dass Heilung nur durch Ergebenheit in die «Führungen» zu erwarten sei, waren sie bald so weit, dass sie widerstands- und kritiklos den «Befehlen», die ihnen durch die Vermittlung Wilhelms übertragen wurden, nachlebten.

Schon am dritten Tage nach ihrer Ankunft sah man die beiden Männer im Hause Wilhelms bei den Hausarbeiten herzlich zugreifen: Teppiche klopfen, Gartenarbeiten besorgen, Holz sägen und Holz hacken.

Die Führungszettel enthielten aber auch Trostesworte, Zitate aus der Heiligen Schrift, welche sie mit neuem Geist erfüllen und ihnen langsam alles Krankhafte nehmen sollten. Oft mussten sie stundenlang auf dem Fussboden knien und hundert Mal «Gelobt sei Gott» sagen. Oft wurde ihnen befohlen, an ihre Angehörigen einen acht- oder zehneitigen Brief zu schreiben.

Alte Mäntel

Nach zwei Wochen waren sie reif, sich auch in ihren materiellen Dispositio-

nen, Anschaffungen für ihr leibliches Wohl, ganz von Gott, das heisst von Ernst Wilhelm leiten zu lassen. Wilhelm führte eines Tages einen nach dem andern in sein Warenlager im Parterre, in welchem noch, nach dem damaligen Totalausverkauf vor drei Jahren, einige Kleidungsstücke als Ladenhüter übrig geblieben waren. Beiden gab er zunächst Anweisung, einen Mantel von ihm zu tragen, um in diesem das heilige Abendmahl zu empfangen.

Dann wagte sich Wilhelm weiter: er wollte jetzt auch das Geld für die Mäntel haben. Die Pensionäre erhielten die «Führung», ihre Sünden durch gute Taten zu tilgen. Eine solche gute Tat sei Wilhelms Mäntel zu kaufen und sie zu bezahlen.

Der Posthalter schrieb eines Tages an seine Angehörigen (die Briefauszüge sind wiederum wörtlich):

«Da ich in meinem alten Mantel nicht mehr den Gottesdienst besuchen konnte, fügte es Gott, dass mir Herr Wilhelm einen neuen schwarzen Mantel geben konnte. Neu hätte er 165 Franken gekostet, es ist ein sehr schöner Mantel. Nun überlässt mir Herr Wilhelm denselben für 105 Franken. Ich trug ihn am Betttag, um in der Kirche das heilige Abendmahl zu geniessen. Wenn es Euch möglich ist, so sendet mir nochmals einen kleinen Betrag als Abschlagszahlung. Gott der Herr wird es Euch vergelten und Euch auch nicht Mangel leiden lassen.»

Auch der Lehrer kaufte ein Kleidungsstück bei Wilhelm.

Wilhelm ging immer weiter mit seinen Befehlen. Er hatte es jetzt schon erreicht, dass die beiden Männer bereit waren, ihr letztes für ihn zu opfern.

Noch immer hatte Wilhelm mit materiellen Sorgen zu kämpfen. Wie bereits erwähnt, beschäftigte ihn die gekündigte Hypothek auf seiner Liegenschaft. Tagedlang beschäftigte ihn dieses Problem. Da, eines Nachts, kam ihm die Erleuchtung. Wozu hatte er denn seine Pensionäre, die

ohnehin zu einem billigen Pensionspreis (Fr. 3.— pro Tag) bei ihm lebten, und an denen er nicht viel verdiente?

Zunächst machte er sich an das Fräulein in den vierziger Jahren, welche ihm mit ihrem hemmungslosen Auftreten im Dorfe so zu schaffen machte, die er aber immer mit Güte und Geduld behandelte, weil ihm ein Gefühl gesagt hatte, dass sie vielleicht noch einmal berufen war, Gutes zu tun. Jetzt sperrte er sie eines Tages, weil sie immer zu spät zu den Mahlzeiten kam, im Hause ein. Er wollte sie näher ins Gebet nehmen, um sie für die hohe Aufgabe, zu der sie nach seiner «Inspiration» berufen war, vorzubereiten. Die täglichen Anweisungen (Führungszettel), die er ihr verabreichte, kamen diesem Ziel immer näher. Zunächst sagte er, dass Gott ihr befehle, nicht so engherzig auf dem Geldsack zu sitzen. Täglich wurde er deutlicher, bis diese gestörte Frau schliesslich die klipp und klar abgefasste Aufforderung vor sich sah, Wilhelm den Betrag von einigen tausend Franken zu überlassen. Diese, ob schon in fromme Worte gekleidete Aufforderung rein finanzieller Natur brachte der Jungfer eine so starke Ernüchterung, dass sie mit den Zetteln zum Arzt entwichte und ihn um Rat fragte.

Der Rat des Arztes fiel natürlich ganz zuungunsten der «Führung» aus. Die Jungfer zweifelte keinen Moment, wem sie mehr gehorchen sollte, sie packte ihre Koffern und reiste ab.

Das war ein Fehlschlag.

Die Ernte

Wilhelm gab aber nicht nach und bohrte jetzt den Posthalter und den Lehrer an, mit vollem Erfolg. Innert 14 Tagen erklärte sich jeder der beiden bereit, ihm eine Lebensversicherungspolice für 5000 Franken zu überlassen, damit er sie der Bank als Sicherheit für die gekündigten Hypotheken hinterlegen konnte.

Vom Posthalter liegen eine Menge Briefe vor, die uns ein noch deutlicheres

Bild über die Art, wie Wilhelm mit seinen Pensionären vorging, vermitteln.

Verständlicherweise waren die Angehörigen des Posthalters nicht so rasch dafür zu haben, diese Lebensversicherungspolice auf das Leben des Vaters, die in zwei Jahren fällig wäre, und die bare Fr. 5000 brachte, auszuhändigen. Es war sozusagen ihr einziges Vermögen.

In der Familie war bereits die Mutter zuckerkrank, und auch ein Sohn litt schon seit fünf Jahren an dieser Krankheit, die er ererbt hatte. Daraus, dass ja auch dem Vater das Kostgeld für seinen Aufenthalt im Erholungsheim «Gott hilft» in Safenwil monatlich geschickt werden musste, ergibt sich, dass die Familie des Posthalters keineswegs auf Rosen gebettet war, sondern sehr sparen musste.

Die Antwort auf die Briefe des Vaters, die Versicherungspolice zu schicken, blieb aus.

Jetzt legte sich Wilhelm selbst ins Zeug. Er liess alle Register spielen. Täglich wurde nun an die Familie des Posthalters telephonierte und ihnen in schaurigen Worten die Folgen der Nichtbefolgung von Gottes Führung mitgeteilt. Alle übrigen Familienglieder mussten sich jetzt voll bewusst werden, dass ihrem Vater eine schwere Prüfung bevorstehen würde, falls die Aushändigung der Versicherungspolice nicht verwirklicht werde. Von einer Heilung von seinem Leiden wäre dann natürlich keine Rede gewesen.

Dem Vater selbst wurden täglich Weisungen im Führungszettel mit auf den Weg gegeben. Es hiess da:

«Wenn dich dein Bruder bittet, du mögest ihm in seiner Not beistehen, so zögere keinen Augenblick, es auch zu tun. Der Herr ist nahe denen, die ihn fürchten.»

Der Vater selbst geriet in furchterliche Gewissensnöte. Er beschwor seine Angehörigen und bat sie flehentlich, ihn jetzt nicht zu verlassen, jetzt, wo er den Weg zu Gott gefunden habe und vor der Genesung stehe.

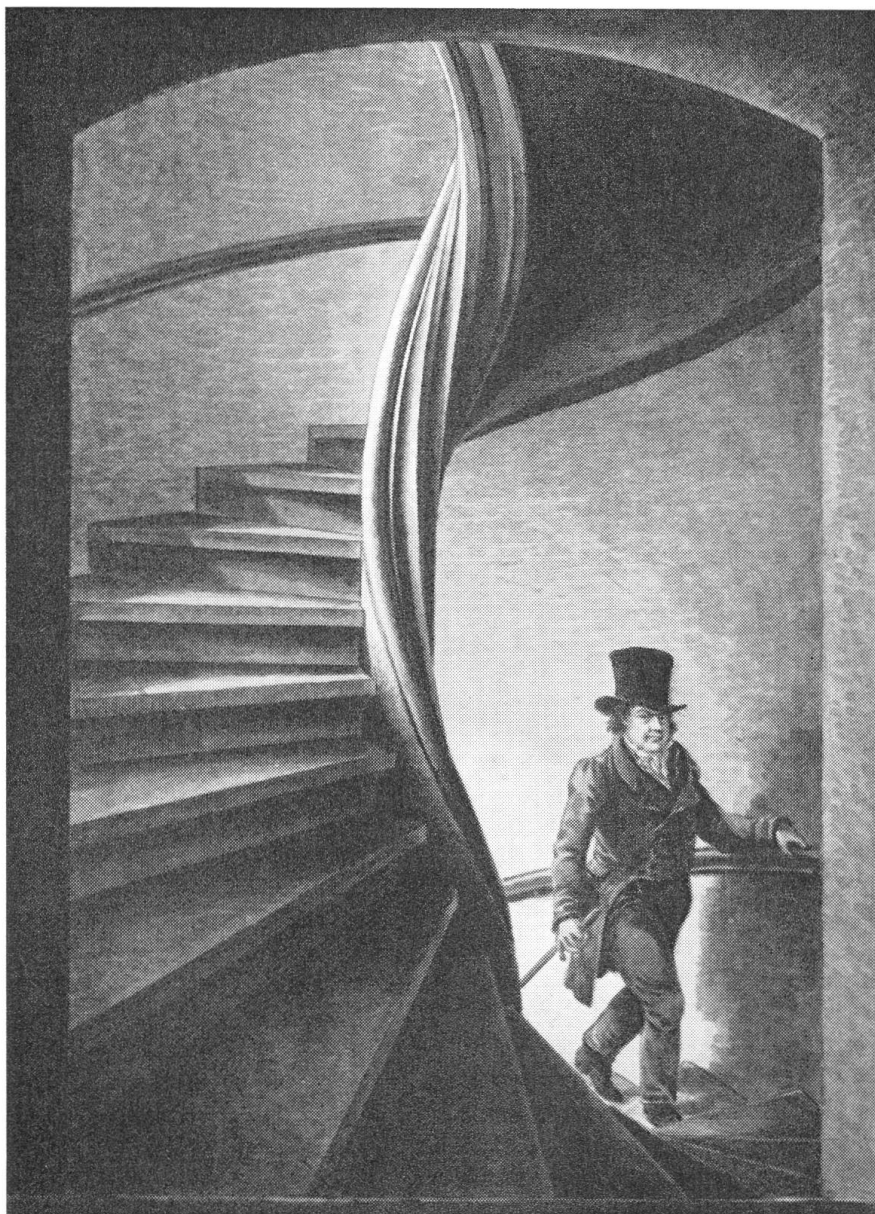
Schweren Herzens entschloss sich schliesslich die Familie des Posthalters, die Versicherungspolice doch herauszugeben.

Bei Wilhelms herrschte Jubel und Freude über das Wunder, als der Brief mit der Versicherungspolice ankam. Auch vom Lehrer war inzwischen die Versicherungspolice ausgehändigt worden. Die

Hypothekensorge, die Wilhelm monatelang in Bangen und Sorgen gehalten hatte, war jetzt von ihm genommen.

Von dem Moment an, als die Versicherungspolice bei der Bank hinterlegt war, hiess es, dass das leibliche und seelische Befinden des Posthalters besser geworden sei. Frau Wilhelm schrieb:

« Ich kann Ihnen wirklich nicht



Franz Hegi: Die Wendeltreppe der Wasserkirche mit dem heraufsteigenden Bibliothekar
Joh. Jak. Horner, ca. 1821

Die Mitglieder der Zürcher Künstlergesellschaft in Zürich waren zu Beginn des letzten Jahrhunderts verpflichtet, jährlich ein Blatt für ein Sammelalbum zu stiften. Wir publizieren einige dieser reizvollen Zeichnungen. Hier ist die zehnte

schreiben, was für ein grosses Wunder an Ihrem Gemahl geschehen ist. Die Arzneifläschchen sind alle zum Fenster hinausgeflogen und der Spazierstock, der ihn nie verlassen durfte, ging entzwei, alles durch seine eigenen Hände. Sie werden sagen, warum kommt er dann nicht heim? Die Sache ist so: Jeder Gläubige, das heisst Neubekehrte, wir sagen es noch deutlicher, jeder neue Mensch in Jesus Christus hat Anfechtungen zu bestehen, nachdem er durch den Heiligen Geist neu gemacht worden ist. Dies dient dazu, im Glauben fester zu werden, die Feuerprobe bestehen. Gegenwärtig muss Ihr Gemahl das durchkosten und da ist es von grösster Wichtigkeit, dass er diese Anfechtungen hier besteht. Zu Hause würde er wieder ins alte Fahrwasser gelangen, wenn er nicht in Anfechtungen hier schon geprüft würde. Ich wollte Ihnen dies nur schreiben, dass Sie wissen, dass der Glaube so ist, wie er sein soll und alles nach der Bibel sich abspielt.

Es freut uns ganz besonders, dass es Ihnen und Ihrem Sohne recht ordentlich geht. Ja, wir haben Gott wirklich viel zu danken, für das, was er an uns tut.»

Ein neues Opfer

Wilhelm hatte es dem Vater Posthalter, noch bevor die Versicherungspolice ausgehändigt worden war, gewissermassen als integrierender Vertragsbestandteil zu jenem Rechtsgeschäft, versprochen, dass er dann auch seinen zukerkranken Sohn heilen werde.

Dieser war trotz seines jahrelangen Leidens immerhin bei gesundem Menschenverstand. Er konnte es einfach nicht recht glauben, dass der Raub der Versicherungspolice, der Wilhelm so gut gelungen war, wirklich von Gott inspiriert gewesen sein sollte. Schon der Gedanke daran empörte ihn.

Auf der andern Seite hätte er allzu gern alles, was ihm von der Familie Wilhelm und von seinem Vater in Briefen über dessen göttliche Heilkraft mitgeteilt wurde, für wahr genommen, weil darin

ja die letzte Möglichkeit für seine Heilung gelegen hätte. Die Ärzte konnten ihm ja nicht mehr helfen. Er war dazu verdammt, Zeit seines Lebens als halbwertige Kraft, mit Medizinen und Einspritzungen aufgepäppelt, dahin zu leben.

Auch die andern Angehörigen der Familie kamen in ähnliche Gewissensnöte. Um unangenehmen Erörterungen und der Reue über ihren Entschluss, dass sie die Police preisgegeben haben, aus dem Wege zu gehen, gaben sie sich Mühe, an die Sendung Wilhelms zu glauben. Dann aber kamen wieder Tage, wo sich die Not in ihrem Hause bemerkbar machte, wo sie rechnen, Rappen spalten mussten, und da gingen ihre Gedanken und Erwägungen wieder von andern Gesichtspunkten aus.

So kamen sie zum Beispiel zum Schluss, dass jetzt vielleicht, nachdem ja der Familie Wilhelm durch die Versicherungsbürgschaft ein so grosser Dienst erwiesen worden war, die Monatsrechnung für die Pension ihres Vaters nicht so prompt bezahlt oder überhaupt abgeschrieben werden könnte. Sie warteten deshalb mit der Bezahlung. Aber da kamen sie an die falsche Adresse.

Die Familie Wilhelm war nicht geneigt, das mindeste von den festgelegten Rechten preiszugeben. Das verstärkte die Zweifel des kranken Sohnes. Aber Wilhelm verbiss sich immer mehr in die Idee, den Sohn zu « heilen ».

In seiner Ferienpension war nämlich seit einiger Zeit eine bedenkliche Stille eingetreten. Der Lehrer war, nachdem er um seine Versicherungspolice leichter gemacht worden war, wieder heimgekehrt. Auch bei andern Pensionären war die Zeit des « Kuraufenthaltes » abgelaufen, und die Monatseinnahmen schmolzen beängstigend zusammen. Der Posthalter hatte Heimweh und konnte nun, da er schon fünf Monate bei Wilhelm zugebracht hatte, nicht länger zurückgehalten werden. So wäre Wilhelm ein neuer Gast willkommen gewesen.

Er liess daher dem Vater durch seine

« Führung » sagen, dass er von neuem schwere körperliche und seelische Pein gewärtigen müsse, wenn es ihm nicht gelinge, seinen Sohn nach Safenwil zu bringen. Sein Leiden sei nichts anderes als der Teufel, der in ihm stecke, und der müsse durch Gebete, Sündenbekenntnis und weitere den Verhältnissen angepasste Behandlung in seinem Heim ausgetrieben werden.

Auch der Vater bestürmte jetzt seinen Sohn, flehte ihn in Telephongesprächen und auch in Briefen an, doch Gott zu gehorchen.

Je mehr aber der Sohn bestürmt wurde, um so grösser wurden dessen Zweifel.

Doch jetzt wirkten auch seine Angehörigen auf ihn ein und beschworen ihn, für ihren kranken Vater dieses kleine Opfer zu bringen. Der Sohn wusste keinen Ausweg mehr, er war schon daran, seinen Koffer zu packen, als im letzten Augenblick eine Rettung kam: er erkrankte an einer heftigen Blinddarmentzündung. Der Arzt beförderte ihn ins Spital.

Als Wilhelm dies vernahm, war im Ferienheim die Hölle los. Der Konkurrenzneid erfasste ihn. Schwere Vorwürfe fielen über den Posthalter, und er musste jetzt stündlich das göttliche Gericht wegen der Schandtats seines Sohnes, sich statt in Gottes Pflege in ein Spital zu begeben, erwarten. Wilhelm schrieb an den Sohn ins Spital:

« Marschieren Sie im Zimmer hin und her und suchen Sie die Türe, die Sie eingeschlossen hält. Geben Sie ihr einen Stupf, dass sie in hundert Stücke zerfällt und sagen Sie dann allen freundlich auf Nimmerwiedersehn. »

Seine Frau schrieb:

« Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, hören Sie:

Das Spital ist nicht die Stätte für Sie, um gesund zu werden. Verlassen Sie es sofort. Wenn Sie im Besitze dieser Zeilen sind, so packen Sie in Gottes heiligem

Namen ihre Sachen zusammen und lassen Sie sich spätestens am Nachmittag heimführen. Sie werden Kraft bekommen, sobald Sie den festen Entschluss gefasst haben, mir zu gehorchen und den Entschluss unwiderruflich in die Tat umsetzen. Achten Sie auf keine Einwendungen des Arztes oder der Krankenschwestern, ihre Ratschläge sind nicht gut für Sie, Sie können nicht auf die Menschen schauen und dann noch glauben, Gott lasse sich an zweite Stelle setzen. Wenn Christus Sie heilen kann, ist er auch der alleinige Arzt. »

Aber der junge Wüthrich blieb im Spital.

Inzwischen war der Vater nach fünfmonatiger Kur heimgekehrt. Es ist wahr, die depressiven Zustände, die Schwermutsanfälle schienen verschwunden zu sein. Sie wurden dadurch ersetzt, dass der Posthalter jetzt die fixe Idee kundgab, dass er als « Gruppenführer » nach Hause gekommen sei. Und dieses Amt wollte der Posthalter nun auch ausüben. Er sah sich berufen, in seiner Familie die gleiche Rolle wie Vater Wilhelm in Safenwil zu spielen.

Noch immer stand der Posthalter in brieflichem Kontakt mit Wilhelm und erwartete täglich dessen « Führungen ». So kam es, dass das Projekt, den Sohn zur endgültigen Heilung von der Zuckerkrankheit doch noch in das Ferienheim Wilhelm zu schicken, nicht fallen gelassen wurde. Es bildete den Kernpunkt jedes Briefes und jedes Telephongesprächs, das zwischen dem Posthalter und Safenwil gewechselt wurde. Zuerst war der Sohn fest entschlossen, jedem Ansinnen, Safenwil aufzusuchen, entschiedenen Widerstand entgegen zu setzen. Aber er musste schon in den nächsten Tagen sehen, dass sein Vater schwer darunter litt, dass der « Befehl Gottes », der von Safenwil kam, aufs neue nicht ausgeführt werden sollte. Bereits machte der Vater wieder Anstalten, in die frühere Schwermut zurück zu fallen. So war er schliesslich bereit, das Opfer zu bringen. Er selbst schreibt über seine grauenhaften Erlebnisse:

In der Höhle des Löwen

«Es war ein trüber, nebliger Dezentag des letzten Jahres, an dem ich hinfuhr, um bei Wilhelm die längst verheissene Heilung von meiner Krankheit zu finden, die mich schon vier Jahre plagte. Der Arzt sagte, es sei die Zuckerkrankheit. Zwei Jahre lang konnte ich zwar noch arbeiten, nachher bekam ich Azeton zum Zucker, welches mir der Arzt jeweilen durch Insulin-Einspritzungen bekämpfte. Die Insulin-Einspritzung durfte ich mit der Zeit täglich selbst vornehmen, der Arzt gab mir die Spritze und die Medizin dazu mit und warnte mich sehr davor, die Insulin-Einspritzung zu unterlassen, da das schlimme Folgen haben könnte. Diese Insulinspritze, die Medikamente, sowie den Diätzettel führte ich in meinem Koffer mit.

Ein guter Bekannter und mein Bruder führten mich im Auto hin. Nach einer anderthalbstündigen Autofahrt hatten wir das Ziel erreicht. Meine Begleiter verabschiedeten sich bald von mir.

Ich sass in der Stube. Schläfrig tickte die grosse Wanduhr, und da es kalt war, setzte ich mich, nachdem man mir die Reisetasche abgenommen hatte, auf den grünen Kachelofen, der fast den halben Raum ausfüllte.

« Die Heilungsschule beginnt », redete mich Wilhelm an, der sich neben mich setzte, « in einigen Tagen sind Sie gesund, ich weiss sogar zum voraus, an welchem Datum Sie geheilt unser Heim verlassen, gesund und kraftstrotzend. » Dann schimpfte er über die Ärzte, die nichts konnten, über die Pfarrer, die vom Verkehr mit Gott nichts verstünden und über die Laster der heutigen Menschheit.

Er erzählte von seiner Tuchhandlung, die er bis vor wenigen Jahren geführt hatte, in dem Glauben, damit irdische Güter zu erlangen und reich zu werden. Er erzählte, wie es ihm jetzt gelungen sei, trotzdem er kein Geschäft mehr führe, durch Beten jährlich den Kapitalzins für die Hypotheken seiner Liegenschaften aufzubringen. Er erzählte noch

viele andere Wunder und brachte verheissungsvoll vor, dass er schon vor zwei Jahren durch Beten einen fünfzehnjährigen Knaben, der zuckerkrank war, wieder vom Zucker befreite.

« Glauben Sie jetzt, dass Sie bei mir gesund werden? » fragte er.

Da ich schwieg, rief er aus:

« Ihnen will ich noch Wundersachen erzählen, dass Ihnen Hören und Sehen vergeht! »

Dann erzählte er weiter:

« Als meine Mutter starb, hat mir Gott schon 14 Tage vorher die Sterbestunde angezeigt. Ist das vielleicht kein Wunder? »

Diese Wunderaufzählung langweilte mich. Ich fühlte mich müde, fragte nach meinem Zimmer und sagte, dass ich wünsche, mich auszuruhen.

Wilhelm glotzte mich an, pfiff ein paar Töne, zwickerte mit den Mund-ecken, schob die Hände ineinander, hob plötzlich den Kopf und sagte in barschem Ton:

« Zwei Minuten Ruhe, aber ganz still! »

« Sie dürfen nicht ins Bett », sagte er hierauf triumphierend, « Gott hat es mir soeben gesagt, jetzt werden Sie gesund. Es gibt kein Bett mehr für Sie. Am Tage ist das Bett die Hölle für Sie. Gott gestattet es für Sie nur noch nachts, und Sie müssen gehorsam sein, sonst werden Sie nicht gesund, verstanden! »

Jetzt fing er gleich an, mich zu unterweisen, wie man mit Gott spreche. Der Gedanke, der mir in der Stille kam, war: « Du sollst jetzt ins Bett gehen, um dich auszuruhen. »

Als Wilhelm dies hörte, verzog er seinen Mund, seine Wangen zitterten wie in einem Krampf, die Adern am Kopf traten prall hervor. Er rief erzürnt:

« Im Bett wird man nicht gesund, diese Gedanken sind vom Teufel, aber nicht von Gott. »

So musste ich mich trotz meiner

Müdigkeit und Niedergeschlagenheit bis zum Abend im Wohnzimmer herumschleppen. Erst am Abend zeigte mir Wilhelm mein Schlafgemach, das sich im ersten Stock auf der Hinterseite des Hauses befand. Wilhelm drückte mir jetzt die Hand und sagte verheissungsvoll:

« Wissen Sie, dass Sie vom Teufel besessen sind? Sobald wir diesen ausgetrieben haben, sind Sie gesund. Dann gibt es keine Zuckerkrankheit mehr und keine Blinddarmentzündung. »

Ich nickte widerspruchslos, da ich fröstelte legte ich mich ins Bett und verfiel in schwere Träume.

Die Teufel werden ausgetrieben

« Aufstehen, Gott hat es befohlen », schreckte mich eine Weiberstimme aus bleiernem Schlafe. Ich griff nach der Uhr, die bereits 7 Uhr zeigte. Draussen vor der Zimmertüre hörte ich jemand jodeln, es tönte mehr gezwungen als frei. Es war der Morgengruss, den mir mein Gastgeber persönlich brachte.

Ich fühlte, dass ich fieberte, setzte mich zitternd und zähneklappernd auf einen Stuhl, um meine morgige Insulin-Einspritzung zu machen. Müde schleppte ich mich die Treppe hinunter, um das Morgenessen einzunehmen. Mein Essen, das vom Arzt verordnet war, stand (heute noch) schön abgewogen auf dem Tisch.

« Die Heilungsschule », sagte mir Herr Wilhelm nach dem Frühstück, « geht weiter. Nach jedem Essen eine halbe Stunde lang Andacht, mit in Empfang nehmen von „Gottes Befehlen“. »

Es war am fünften Tage meiner Heilungsschule bei Wilhelm, als ich am Morgen so schwach und zerschlagen aufwachte, dass es für mich eine Gewissheit war, dass ich die Grippe bekommen hatte. Der Fieberthermometer zeigte 38,3 Grad an. Just ertönte der Ruf zum Aufstehen von aussen her, und anschliessend der bekannte Jodel. Rasch machte ich mir meine obligate Insulin-Einspritzung und schwankte darauf wieder wie ein Be-

trunkener ins Bett. Aber schon wieder erschienen Herr und Frau Wilhelm vor der Türe und fragten nach meinem Verbleiben. Höflich entschuldigte ich mich, dass ich Fieber habe und einen Arzt wünsche.

Zwei Minuten blieb es still, dann trat Wilhelm ins Zimmer ein, drückte mir mit aller Kraft die Hände, starrte mich wie ein Hypnotiseur an und schrie wie ein Besessener:

« He, he, jetzt ist der Teufel los, Du bist ja gar nicht krank. Gott sagt: sofort aufstehen, sonst wehe Dir, Du Heuchler. »

Es nützte mir nichts, dass ich Wilhelm meinen Thermometer zeigte. Er begann zu jodeln, dann riss er mich aus dem Bett. Ich hatte leider keine Kraft, um ihm Widerstand zu leisten, und schon kam die Frau mit einem Krug Wasser dahergelaufen und goss das kalte Nass über mich.

« Verdammt und verflucht sei der Satan im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes », schrien beide.

Dann schlug Wilhelm dreimal mit der Faust auf den Tisch, dass es nur so krachte. Wieder kam er auf mich zu, drückte mir von neuem die Hand und fragte ironisch:

« Ist jetzt der Teufel aus, he? »

Ich war so kraftlos, dass ich mich jeder Anordnung fügte. Vor Wilhelms Augen musste ich mich jetzt ankleiden. Kaum hatte ich mein Zimmer verlassen, wurde es verschlossen. Jetzt verlangte ich das Telephon, um meinen Eltern zu berichten. Es wurde mir nicht gestattet.

In der Stube wollte ich mich auf das Sofa setzen. Sofort kam Wilhelm herbei, erklärte, Gott habe ihm gesagt, ich sei ganz gesund und müsse als Gesunder behandelt werden. Ich musste auf einem Stuhl Platz nehmen. Ich fühlte meinen Puls am Hals und an den Fingern und an den Zehenspitzen. Jetzt trat Wilhelm mit seiner neuesten « Führung » hervor. Er stellte mir die Aufgabe, täglich tausend Mal herzusagen « Gelobt sei Gott, gelobt sei Gott, gelobt sei Christi Blut,

das so grosse Wunder tut ». Auf ein Blatt Papier musste ich nach jedem Satz einen Strich niederzeichnen, bis es tausend Striche waren. Dies sei das beste Mittel gegen Übelkeit, Grippe, Zweifel und Teufel.

Während des Mittagessens war ich so schwach, dass mir schwindlig wurde und ich neben meinem Stuhl hinfiel. Ich erwachte an einem harten Schlag und fand mich zwischen Stuhl und Ofen am Boden. Ich hörte Wilhelm schreien: «Im Namen der Dreieinigkeit, verdammt und verflucht sei der Satan, verdammt, verdammt, verdammt! » Dann rief er zu seiner Frau:

« Hol einen Krug kaltes Wasser, der Teufel muss hinaus. »

Dann verspürte ich Faustschläge und Fusstritte. Ich schrie um Hilfe, aber meine Stimme war zu schwach, niemand hörte mich, als meine Peiniger. Aber diese hatten ihre Freude daran, weil sie glaubten, dass der Satan nun von dannen ziehe. Wilhelm rief seine Kinder herbei, die singen und jodeln mussten, während ich in meinen Schmerzen lag.

Dann kam Wilhelm wie ein Habicht auf mich zugeschossen, zog mich auf den Stuhl hinauf, glotzte mich wie ein Besessener an und schrie: « Jetzt ist der Teufel fort! », dann griff er zur Gabel, fasste ein Stück Speck und stiess es mir in den Mund hinein.

Die Flucht

Ich war so schwach, dass ich mich auf allen Vieren aufs Sofa schleppte und dort bis in den Nachmittag liegen blieb. Gegen den Abend machte ich einen Fluchtversuch. Ich konnte durch den Hausgang entweichen, rannte in die nächstliegende Bäckerei und verlangte, nach Hause zu telefonieren. Ich muss dort einen verstörten Eindruck gemacht haben, denn schon nach wenigen Minuten war Wil-

helm zur Stelle. Zusammen mit einem andern Mann gelang es ihm, mich zu überwältigen und wieder über die Strasse zurück in sein Haus zu schleppen. Am Telephon hatte ich meinen Bruder noch erreicht. Derselbe war erstaunt über mein Verlangen, heimgeholt zu werden, da ihm von Wilhelm geschrieben wurde, dass es mir immer besser gehe. Er versprach aber, sofort zu kommen. Ich erwartete mit Sehnsucht die Stunde, da mein Bruder mich holen werde, aber mein Warten war umsonst, denn Wilhelm sagte mir inzwischen frohlockend, dass er bereits mit meinem Bruder telephonierte, ich werde nicht geholt.

Ich hatte auch keine freie Minute mehr vor lauter schriftlichen Strafübungen. Da meine Heilung trotzdem nicht vorwärtsschritt, erfand Wilhelm neue Bussen. Ich musste von morgens 6 Uhr bis mittags 12 Uhr auf den Knien verharren und Hunderte von Malen das Vaterunser beten. Leistete ich Widerstand, so bekam ich Fausthiebe, die dem Teufel galten, der in mir war.

Er zwang mich, Sünden zu bekennen, die ich nie begangen hatte. Dann zwang er mich, Briefe zu schreiben, in welchen ich bekennen musste, dass mein ganzes Leiden nur simuliert sei, dass ich jetzt wieder ganz gesund sei, wie ich es vor fünf Jahren war.

Eines Tages erklärte Wilhelm:

« Gott hat mir befohlen, das Insulin mit Gewalt zu entziehen. »

Mir kam es vor, wie wenn der Henker das todbringende Schwert holen würde, denn ich weiss, ohne Insulin kann der Zuckerkranke nicht leben. Ich ging in mein Zimmer und musste zu meinem Entsetzen sehen, dass meine Reisetasche mit den Medikamenten und der Insulinspritze weggenommen worden war. Jetzt war der letzte Moment zum Handeln gekommen. Flucht oder Tod, dachte ich. Ich war fest entschlossen, auf Leben oder Tod zum Fenster hinaus zu springen.

Gerettet

Es war Silvesternacht. Ich legte mich in meinem Zimmer aufs Bett. Vor Müdigkeit war ich eingeschlafen. Plötzlich schnelle ich, aus einem Traum erwacht, empor und greife nach der Uhr. Schon 5 Uhr morgens! Rasch ziehe ich mich an. Langsam öffne ich das knarrende Fenster. Ich schliesse den Türriegel von innen. Jetzt kommt der gewagte Sprung. Zuerst lasse ich mich über die Fensterbank gleiten. Ich zittere am ganzen Körper. Und jetzt falle ich vom ersten Stock auf die Knie. Rasch erhebe ich mich, denn ich habe mich nicht verletzt, und dann eile ich zitternd zum offenen Gartentor. Dann blicke ich zum Fenster meines Peinigers hinauf, aber nichts rührt sich.

In einer Wirtschaft bellt ein Hund. Ich sehe, dass dort noch Betrieb ist, das junge Volk dreht sich fröhlich im Tanze. Das Telephon wird mir bereitwilligst überlassen. Man hilft mir, einen Arzt herbeizurufen, der mich nach rascher Untersuchung reif zur Überweisung ins Spital findet. Trotzdem ich meine ganze Habseligkeit, meine Reisetasche mit den Medikamenten und der Insulinspritze und meinen Geldbeutel, was mir alles von Wilhelm konfisziert worden war, habe zurücklassen müssen, fühle ich mich jetzt im Auto, das mich ins Spital nach Aarau führt, glücklich und frei.»

Ein Ende ohne Ende

Der Sohn des Posthalters wurde noch am gleichen Tag von seinem Bruder aus dem Spital in Aarau abgeholt und nach Hause gebracht. Es plagte ihn schwer, seinem Vater vor die Augen zu treten. Aber der beachtete seine Ankunft kaum und fragte ihn nicht nach seinen Erlebnissen in Safenwil. Der Vater hatte nämlich jetzt schon ausgesprochene Wahnideen. Er sprach jeden Tag davon, dass er Kranke geheilt

habe und besuchte Leute im Dorfe, denen er einredete, sie seien krank oder vom Teufel besessen. Er fasste sie fest bei der Hand, wie es Wilhelm zu tun pflegte, und starrte ihnen besessen in die Augen.

Und dann kam der grosse, schwere Tag, den keiner aus der Familie des Posthalters vergessen wird, als der Vater tob-süchtig wurde und der herbeigerufene Arzt die Überführung ins Irrenhaus anordnete.

In ihrer Not und ihrer Misere raffte sich die Familie dann wieder auf. Es wurde ihnen klar, dass sie von Wilhelm erpresst worden waren und sie mahnten denselben, ihnen umgehend die Versicherungspolice wieder frei zu machen, da sie sonst beim Gericht Klage erheben müssten. Wilhelm schrieb am 9. April 1937:

Geehrte Familie,

Höflich Bezug nehmend auf gehaltenes Telefongespräch von heute, teile ich Ihnen mit, dass ich Ihnen die Lebensversicherung Ihres Vaters bis zum 15. Mai wieder aushändigen werde.

Indem ich Ihnen bestens danke für die vorübergehende Überlassung derselben, grüsse ich Sie

hochachtungsvoll

sig. Ernst Wilhelm.

Die Versicherungspolice ist heute noch nicht in den Händen der Posthaltersfamilie, aber in Safenwil besteht das Ferienheim «Gott hilft» noch weiter und nimmt neue Pensionäre auf, um sie seelischer und körperlicher Heilung entgegenzuführen.

Alle in unserem Bericht erwähnten Dokumente und noch viele andere liegen auf der Redaktion.